

Lieber Philipp Jester, liebe Gäste des heutigen Abends!

Diese Ausstellung führt uns nach Amerika. Ich muss aber mit der ernüchternden Feststellung beginnen: Amerika gibt es gar nicht. Zumindest behauptet das eine der „Kindergeschichten“ des Schweizer Autors Peter Bichsel: Kolumbus habe sich alles nur ausgedacht. Amerigo Vespucci – dem der Kontinent seinen Namen verdankt – tat nur so, als sei er über den Atlantik gereist. In Wahrheit habe er sich im heimischen Wald versteckt für die Dauer seiner vermeintlichen Reise. Ihm hätten es dann alle anderen gleichgetan. Der Beweis: Alle erzählten danach dasselbe und zwar Dinge, die sie vor der Reise schon wussten – das sei doch ziemlich verdächtig! Nein, antworten wir: das ist einfach das Klischee vom Klischee. Ein Wort, das sowieso immer ein bisschen altklug und besserwisserisch klingt. Das Gegenteil von Wahrheit heißt auch im postfaktischen Zeitalter immer noch Unwahrheit und nicht Wahrheiten. Aber das Gegenteil von Klischee ist eben nicht das Anti-Klischee. Das Demontieren von Sehgewohnheiten – das muss ja jetzt kommen – ist uns längst selbst so sehr zur lieben Gewohnheit geworden, dass gar nichts mehr zum Demontieren übriggeblieben ist. Vielleicht gibt es Amerika deshalb wirklich nicht. Philipp Jester war aber unzweifelhaft dort. Bilder lügen ja nicht.

„Victory Land“ – da denken wir an etwas Strahlendes, Unüberwindliches, Gewinnendes. In einem Roman oder einer Autobiographie, deren Autor und Titel mir partout nicht mehr einfallen wollen, beschreibt eben dieser Autor, wie er als deutscher Jugendlicher in den fünfziger Jahren alles als Amerikaner tat. Sinngemäß (die originalen Beispiele wollen sich nicht mehr einstellen): Wenn er Schularbeiten machte, tat er es als Amerikaner, wenn er den Bus bestieg, bestieg er ihn als Amerikaner, wenn er eine Flasche Fassbrause öffnete, dann als ob es eine Dose „Dr Pepper“ wäre. Alles noch so Triviale schien irgendwie größer zu werden, wenn man sich dabei als Amerikaner fühlte. Doppelt schön, weil „Amerikanisierung“ damals noch der Albtraum der Eltern war, die in jedem Paar Jeans den Untergang des Abendlandes herannahen sahen. Einer aus dieser Generation, Wim Wenders, hat dann „Paris, Texas“ gedreht, nicht gerade eine Gewinner-Geschichte, aber doch ein Leinwandamerika-Destillat in hochkonzentrierter Dosis.

Amerika selbst hat sich in großen Epochen seiner eigenen Fotografie-Geschichte alles andere denn als Land voller Sieger dargestellt. Jacob Riis bannte um 1890 die Slums in New York auf Platte, Zwischenstation wenn nicht Endstation für die Träume unzähliger europäischer Immigranten vom besseren Leben. Walker Evans oder Dorothy Lange gaben der großen Depression der dreißiger Jahre ihr verzweifertes Gesicht. Eines, dem aber immer die großen Wand- und Deckengemälde in den öffentlichen Gebäuden gegenüberstanden, mit ihren vielfarbigen Hymnen auf das Maschinenzeitalter, die Staudämme, die Hochhäuser, die Stromlinien-Lokomotiven.

Ein unübertrefflicher Amerika-Erklärer, Daniel J. Boorstin – ehemals Direktor der Library of Congress –, erzählt in seinem dreibändigen Werk „The Americans“, wie die Pionierzeit zahllose Naturforscher hervorgebracht hat, die einfach die „Erfahrungen und Eindrücke des alltäglichen Lebens“ aufgezeichnet hätten: hinter jedem Baum, hinter jedem Felsen ein neues Wunder. Dafür brauchten sie keinen wissenschaftlichen Begriffsapparat und keine philosophische Konterbande im Gepäck, sondern nur – so Boorstin – „Augen, Ohren und ein bisschen Neugier“.

Wenn wir mit Philipp Jester unterwegs sind, müssen wir indes die Nase hinzufügen, nämlich die, an der er uns lustvoll herumführt. Stehen wir im Wohnzimmer eines Großwildjägers? Klar, diesen Gedanken gibt uns die Lieblingsentgeisterung der Europäer, nämlich die über das waffennärrische Amerika, sofort ein. Doch nein, es ist der Showroom eines Tierpräparators, wo all diejenigen sich teure Trophäen kaufen können, die offensichtlich immer daneben schießen. Sind die beliebten jungen Männer vor der Kulisse des neblig-nächtlichen Vergnügungsparks eine Straßen-Gang, oder glauben wir das nur, weil's zu so vielen Musikvideos passt? Wann endlich kommt die Route 66 ins Bild? Doch, doch, sie ist schon da, aber nur wenn Sie richtig hinschauen! Will sich denn gar kein Zitat von Edward Hopper einstellen? Aber da hängt doch so eine Ikone an der Museumswand, und die dortigen Betrachter sind für die Momentaufnahme gerade viel wichtiger. Was bleibt von den titanischen Naturdenkmälern, wie sie einst Ansel Adams aus lauter Baum-, Berg- und Fluss-Helden fotografisch inszeniert hat? Es bleibt die gar nicht einzigartige Angewohnheit, in jeden touristisch sehenswürdigen Tümpel Münzen hineinzuworfen. Ein Casino-Hotel mit Alt-Ägypten im Legoland-Format als Dekor? Wir müssen daran erinnern, dass Robert Venturi

unter der Parole „Learning from Las Vegas“ von hier aus eine Revolution ausgerufen hat: die architektonische Zweideutigkeit als spielerische Antwort der Postmoderne auf einen erstarrten Wahrheitspurismus von Glas und Stahl. Der Prada-Shop mitten in der Pampa – leider eine Künstler-Installation, aber wir wären überhaupt nicht überrascht, diese kulturelle Universalie auch an solchen entlegenen Orten zu finden. Nur der so oft sehnsüchtig angesungene „Blue moon“ ist wirklich der Mond, da sind wir uns ganz sicher. Mag sein, dass es Amerika nicht gibt, aber die Mondlandung hat doch stattgefunden als klarer Beweis für die Existenz des Mondes. Oder etwa nicht?

Damit wir uns nicht ablenken lassen vom eigenen Schauen und Wundern, hat der Künstler seine Spuren verwischt. Er verrät uns nicht, wo genau er gewesen ist, und man sollte nicht der Versuchung erliegen, jetzt im Internet herumzuschnüffeln, was es mit dem titelgebenden „Victory Land“ auf sich hat. Jedenfalls – verrät jetzt einer, der doch der Versuchung erlegen ist – auch ein Ort, der vermutlich eher Kleingewinnler versammelt. Die Menschen auf all diesen Bildern bleiben anonym. Aber sie sind eben keine „Typenporträts“, die bei August Sander und anderen gleich ganze gesellschaftliche Schichten, soziale Zustände oder ethnische Abstammungen repräsentieren. Sie sind nie Staffage, auch nicht vor dem Weißen Haus, und nicht Ornament, das sich unterordnet. Sie sind einfach da. Wenn sie posieren, darf man ruhig sehen, dass sie posieren. Lässig stehen Polizisten im Bahnhof und Aufseher im Museum und ein Mann am Meer, der nicht wie Caspar David Friedrichs Mönch auf die schäumende Gischt starrt sondern auf sein Smartphone.

Alles Ironie, wie der Titel „Victory Land“ uns nahelegt? Ich glaube nicht. Ironie ist ohnehin nur eine schlechte Angewohnheit alter weißer Männer. Ich sehe nichts Ironisches oder gar Nostalgisches. Hier ist eher ein Pathetiker der Beiläufigkeit am Werk. Das passt: Amerika kann Pathos. Alle Menschen auf den Bildern machen ein Gesicht, als würden sie gerade denken: „Wir schaffen das“. Diesen Satz kennen wir doch? So nicht aus Präsidentenmund, da würde er irgendwie ergriffener klingen. Sondern von einer Amtskollegin, einer ziemlich nüchternen brandenburgischen Pastorentochter: Amerika mag nicht existieren, aber es ist hier angekommen. Wie die Fotografien, die Sie in diesem Raum umgeben.

Bodo-Michael Baumunk